



MARTIN
EDWARDS

ZU
STAUB
UND
ASCHE

Weltbild

Nordengland, Lake District. Der mysteriöse Tod einer jungen Frau gibt Hannah Scarlett und ihrem Cold-Case-Team Rätsel auf. Vor sechs Jahren ertrank Bethany in einem See, der keine fünfzig Zentimeter tief ist. Ein tragischer Unfall? Selbstmord? Bis heute ist der Fall ungeklärt. Doch dann wird die verkohlte Leiche eines Mannes gefunden. Der leidenschaftliche Sammler antiquarischer Bücher wurde mitsamt seiner Schätze in Brand gesteckt. Plötzlich gibt es eine Spur: Die beiden Opfer kannten sich. Was Hannah jedoch Sorgen macht: Auch ihr Lebensgefährte Marc kannte die Opfer, und sie wird das Gefühl nicht los, dass er ihr etwas verschweigt ...

Martin Edwards

Zu Staub und Asche

Krimi

Aus dem Englischen von Ulrike Werner

Weltbild

Der Autor

Martin Edwards, geboren 1955 in Cheshire, England, studierte in Oxford Jura und schlug danach eine Laufbahn als Anwalt ein. Heute ist er Partner in einer renommierten Kanzlei mit Sitz in Liverpool und Manchester. In seiner Freizeit schreibt er Kriminalromane. Besuchen Sie den Autor auf seiner Website unter www.martinedwardsbooks.com.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel The Serpent Pool.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Martin Edwards

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2011 by Bastei Lübbe AG, Köln

Übersetzung: Ulrike Werner

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-780-6

Eileen Dewhorst gewidmet

Kapitel Eins

Die Bücher brannten.

Seiten knisterten, Buchrücken barsten. Das Feuer fauchte und zischte wie ein wildes, aus der Gefangenschaft befreites Tier, das sich gierig durch Kalbsleder, Buchbinderleinen und Leim fraß. Papier wurde schwarz und schrumpfte zusammen, Wörter verblichen und verschwanden. Poesie oder Prosa – die Flammen machten keinen Unterschied.

Beißender Rauch drang in George Saffells Augen. Sie füllten sich mit salzigen Tränen, die seine Sicht trübten und über seine Wangen liefen. An der Stelle, wo der Knüppel ihn getroffen hatte, schmerzte sein Kopf; lange war er zwischen Ohnmacht und Bewusstsein hin und her gedriftet und hatte die gesägte Klinge des Messers kaum wahrgenommen, die wie eine Warnung über seinen Hals geglitten war und die Haut geritzt hatte. Dann war er von behandschuhten Händen gefesselt und zu Boden gestoßen worden.

Saffells Angreifer hatte nicht gesprochen. Selbst das leise, zufriedene Murmeln mochte eine Einbildung gewesen sein. Jetzt war er allein. Seine Fesseln saßen so stramm, dass er sich hilflos fühlte wie ein Baby. Er konnte weder Arme noch Beine bewegen – er war nicht einmal in der Lage, sein Gesicht abzuwischen. Er konnte nur daliegen und zuschauen, wie das wilde Tier seine Beute verschlang.

Zu beiden Seiten des Zimmers erstreckten sich Bücherregale vom Boden bis zur abgeschrägten Decke. Saffell hatte diesen Raum gern seine Bibliothek genannt – natürlich im Scherz, denn wer hatte schon von einem Bootshaus mit Bibliothek gehört? Doch Saffell gefiel sich darin, anders zu sein. Er brüstete sich sogar damit und betonte gern, Sinatras »My Way« hätte für ihn geschrieben worden sein können. Die Feststellung war sein ganz privater kleiner Scherz. Die Leute behaupteten zwar, er habe keinen Humor, doch das war nicht fair.

Er fühlte sich nie einsam – nicht, wenn seine Bücher ihm Gesellschaft leisteten. Bücher beklagten sich nie und stellten keine unangenehmen Fragen. In diesen vier Wänden fühlte er sich frei, um die Wonne des Besitzens voll auszukosten.

Vorwürfe kamen ihm in den Sinn.

Deine Bücher sind dir wichtiger als ich.

Zwar hatte er protestiert, doch selbst in den eigenen Ohren klangen seine Einwände hohl. Sie hatte recht, und sie wussten es beide.

De Quincey, Coleridge und Martineau. Seit zwanzig Jahren sammelte er alles, was sie geschrieben hatten, sowie Tausende anderer Bücher. Zwanzig Jahre, die er mit Suchen, Feilschen, Sortieren und Horten verbracht hatte. Er liebte es, einen staubigen Wälzer zu berühren, mit dem Finger an seinem Rücken entlangzufahren und die Ränder auf Unebenheiten hin zu prüfen. Wie faszinierend war es doch, ein warmes Buch an die Nase zu halten, seinen modrigen Duft genüsslich in sich aufzunehmen und dem sanften Rascheln durchgeblätterter Seiten zu lauschen. Seine Haut prickelte, wenn er die raue Struktur spröden Papiers mit den Fingerspitzen oder der Handfläche berührte.

Das Jagdfieber erregte ihn, und er genoss den Triumph, trotzdem war ihm der Preis seiner Mühe nie genug. Die Gestalt der Wörter auf den Seiten entfaltete einen sinnlichen Zauber, der ihm mehr bedeutete als das, was sie aussagten. Gelesen hatte er nur einen Bruchteil seiner Trophäen. Eines von zehn Büchern vielleicht, möglicherweise auch nur eines von zwanzig.

Die Zeit war so kurz, und nun würde sie bald für immer vorbei sein. Irgendwie war er vom Jäger zur Beute geworden, und irgendjemand wollte, dass er zusammen mit seinen Schätzen starb.

Er spürte das Blut, das sein dünnes Haar verklebte und über die Kopfhaut sickerte. Petroleumgestank stach ihm in die Nase und kratzte in seiner Kehle. Er schmeckte die Ausdünstungen und spürte, wie ihr Gift tief in seine Eingeweide eindrang. Dennoch konnte er sich nicht dazu durchringen, die Augen zu schließen und sich der Finsternis zu überlassen. Das Feuer hypnotisierte ihn und zog ihn in seinen Bann, das Entsetzen lähmte ihn. Es war ihm unmöglich, den Blick von seinen zusammenschrumpfenden, sterbenden Büchern zu wenden.

Die Fessel fraß sich in seine dünnen Handgelenke und schnürte seine Fußknöchel schmerzhaft ab. Man hatte ihn nicht geknebelt, weil es nicht nötig war. Er hätte sich heiser schreien können – niemand hätte ihn gehört. Draußen plätscherten die Wellen gegen den Steg; ihr Glucksen

hatte ihn in vielen Nächten in den Schlaf gelullt. Selbst in der kältesten Jahreszeit pflegte er das Fenster nur anzulehnen. Wenn er nachts aus dem Schlaf hochschreckte, lauschte er dem Ruf der Eulen, dem Flattern von Fledermausflügeln und dem Trippeln der Wasserratten. An diesem Abend jedoch war von alledem nichts zu hören: Das unbarmherzige Knistern der Flammen erstickte jedes andere Geräusch. Auf dem See war kein Schiff, am Ufer brannte kein Licht. Dieser Teil von Ullswater war im Winter menschenleer. Er hatte diesen Ort seiner Ruhe wegen ausgewählt: eine Zuflucht, wo er dem Trubel entkommen konnte. Und jetzt waren er und das Feuer allein mit der Nacht.

Holz knackte und krachte wie Gewehrschüsse. Das Glas in den Fenstern zersprang. Die Regale begannen nachzugeben. Ein Dachbalken polterte zu Boden. Das wilde Tier hatte Saffells Bootshaus besiegt. Bald würde das Dach einstürzen.

Die Regale bröckelten. Saffells Bücher waren bereits bis zur Unkenntlichkeit verkoht und verbrannt. Er spürte Feuchtigkeit zwischen seinen Beinen. Warme Nässe sickerte an seinen Schenkeln hinunter. Der Rauch verursachte ihm Hustenreiz. Seine Kehle füllte sich mit Schleim. Er begann zu würgen. Flammen fraßen sich in den türkischen Kelim, der zwischen den Ledersesseln lag, und leckten in seine Richtung. Das wilde Tier war verwirrt und auf Zerstörung aus.

Die Hitze ließ seine Lippen aufplatzen. Nicht mehr lange, und sie würde sein Haar versengen und die Tränen trocknen. Und dann würde das Feuer sich in ihn und er sich in Feuer verwandeln.

Vor Schmerzen fürchtete er sich am meisten. Er durfte seinen Blick nicht von den Büchern wenden und musste seinen Kopf von jedem anderen Gedanken als dem an die Zerstörung seines Lebenswerkes befreien.

Aber es gelang ihm nicht. Sein Gehirn gehorchte ihm nicht, und er verfiel in Panik. Grauen drang zwischen seine Rippen wie ein Messer, zerschnitt sein Fleisch und senkte sich in das weiche Gewebe darunter. Angst brach seinen Körper auf und weidete ihn aus.

Es war eine überwältigende Furcht vor der kommenden Qual. Immerhin war er nichts anderes als ein Bücherwurm, ein selbst ernannter Feigling, der nichts mehr fürchtete als den Schmerz. Er

kannte nur noch eine Gewissheit: den Tod. Eine Rettung in letzter Minute würde es nicht geben. Es gab keine Hoffnung mehr auf Erlösung und keinen Glauben daran, dass es ein leichter Tod werden würde.

Eine Flamme leckte an seiner nackten Fußsohle und biss dann in sein Fleisch. Saffell schrie auf und bettelte um ein rasches Ende. Doch es war zu spät, zu einem Gott zu beten, an den er nie geglaubt hatte. Erst jetzt verstand er, dass der Teufel eine Realität war und nicht etwa die Form eines Menschen, sondern die von Feuer annahm.

Eines grausamen, sadistischen Feuers.

Und er ließ sich Zeit. Das Grausamste aber war, dass Saffell nie erfuhr, wer ihm und seinen Büchern diese Qualen angetan hatte.

Oder warum.

Kapitel Zwei

»Silvester.« Marc Amos wirbelte mit dem Küchen-Barhocker herum. In seinen Augen lag ein verträumter Ausdruck. »Ein neues Haus. Ein Neubeginn.«

Hannah Scarlett löffelte Kaffee in einen Papierfilter und lächelte ihn zaghaft an. Sie würde ihm jetzt sicher keine kalte Dusche verpassen. Immerhin schien sich eine Verbesserung der Lage anzubahnen: Sie hatten Weihnachten ohne einen einzigen Streit hinter sich gebracht. Sieben geradezu klaustrophobische Tage in engster Gemeinschaft mit Marcs Familie schienen für sie, wenn schon nicht für die anderen, die perfekte Paartherapie gewesen zu sein. Gott sei Dank musste sie nicht mit Marcs redseliger Schwester zusammenleben, ganz zu schweigen von der ständig Unsinn faselnden Mutter, dem rugbyverrückten Schwager und den ungezogenen Neffen und Nichten. Wäre sie noch ein wenig länger den merkwürdigen Feiertags-Fernsehgepflogenheiten dieser Familie ausgesetzt gewesen, würde sie keine Mordfälle mehr untersuchen, sondern selbst Morde begehen.

Die Tränen und Streitereien von vier Kindern zwischen neun und neunzehn hatten eventuelle Mutterinstinkte für die nächste Zeit im Keim erstickt. Vielleicht hatte Marc es genau darauf angelegt, als er sie überzeugte, an dem Familientreffen teilzunehmen. Nach dem ständigen Lärm in Gayle und Billys überbevölkerter Doppelhaushälfte in Manchester erschien ihr das weitläufige alte Haus am Ortsrand von Ambleside nun fast wie ein Sanktuarium. Sie waren erst vor drei Monaten eingezogen, und es war noch so viel zu renovieren, dass Hannah während der Feiertage eigentlich lieber zu Hause geblieben wäre. Zwar hatte sie eine Schwäche für Familien, Marcs Sippe allerdings bildete die sprichwörtliche Ausnahme von der Regel. Nicht, dass sie Gayle und Billy oder die alte Mrs Amos nicht mochte – ganz zu schweigen von den Kindern –, nur hatte sie außer Marc nichts mit ihnen gemeinsam. Und nachdem sie endlich wieder für sich waren, würde sie den Teufel tun und den schönen Frieden brechen.

Sag irgendetwas Nettes, Hannah!

»Hoffen wir, dass es ein gutes Jahr wird.«

Verblüfft ließ Marc das bunte Magazin auf die Frühstückstheke fallen. Sanfte Zustimmung sah Hannah ganz und gar nicht ähnlich. Die Zeitschrift öffnete sich auf einer Doppelseite mit dem Horoskop für das bevorstehende Jahr. Hannah scherte sich normalerweise nicht um die Sterne, obwohl ihre beste Freundin Terri darauf schwor, doch in diesem Fall suchte sie fast automatisch nach der Vorhersage für das Sternzeichen Krebs. Marc sprang von seinem Barhocker und spähte ihr über die Schulter.

»Ihre Beziehungen erweisen sich als sehr wichtig. Das wird sich bereits in naher Zukunft zeigen, wenn planetare Aktivitäten wichtige Angelegenheiten zutage fördern. Wie Sie damit umgehen, wird nicht nur ihr eigenes Leben, sondern auch das anderer Menschen beeinflussen. Treffen Sie die richtige Entscheidung!« Marc kicherte.
»Oje, pass lieber auf!«

Hannah zuckte zusammen. Die Astrologin mit dem schönen Namen Astarte schien gern geschwollen daherzureden. »Manchmal ist man zu besitzergreifend. Manchmal nimmt man Dinge zu wichtig. Sie müssen lernen loszulassen.«

»Die Frau weiß, wovon sie spricht.« Marc grinste. »Sieh dir nur meins an: >Sie scheuen sich nicht vor schwerer Arbeit, aber sie bekommen nicht immer den Lohn, den Sie verdient hätten.< Sieh an. Besser hätte ich es nicht ausdrücken können. Das kann doch kein Zufall sein. Irgendetwas ist dran an diesem Hokusfokus.«

»Glaubst du wirklich?«

Er war im Zeichen der Jungfrau geboren. Jupiter drängte ihn, der Romantik mehr Raum zu geben, während Pluto größere Intensität in Liebesdingen versprach. Allerdings blieb ihm selbst überlassen, wie weit er gehen und wie fest er sich binden wollte.

Terri hatte Marc einmal zur Seite genommen und beschimpft, weil er Hannah bisher keinen Antrag gemacht hatte. In ihrer unnachahmlichen Art hatte sie ihm vorgeworfen, dass das Zusammenleben ohne Trauschein einem Mann gestatte, Milch zu trinken, ohne die Kuh zu kaufen. Marc hatte sie daraufhin gefragt, wer denn schon eine Kuh heiraten wolle? Im Übrigen war Terri mit ihren drei Scheidungen nicht unbedingt die Richtige für ein solches Gespräch. Gayle und Billy waren

zwar noch zusammen, doch sie boten nicht unbedingt die besten Argumente für die Freuden des Ehelebens. Sie hatten mit neunzehn geheiratet und lebten seither im ewig gleichen Trott. Gayle schwatzte ununterbrochen, während Bill nicht einmal vorgab hinzuhören. Vielleicht konnte er nur entspannen, wenn eine endlose Wortflut über ihn hinwegrauschte. Für Hannah war der Tiefstpunkt beim Schlussverkauf erreicht, als Gayle sie so lange bearbeitet hatte, dass sie sich der Heuschreckenplage anschloss, die über die Sonderangebote im Trefford Centre herfiel und sie gnadenlos plünderte. Das Einkaufszentrum war nur eine halbe Stunde entfernt, doch die Autofahrt hin und zurück schien eine Ewigkeit zu dauern. Billy hatte recht: Es bedurfte gar keiner Antwort. Ein zeitweiliges Murmeln oder ein freundliches Räuspern genügten Gayle als Zuspruch, wenn sie richtig in Fahrt war. Sie und Billy waren zwölf Jahre älter als Hannah und Marc. Ob wohl alle Paare nach so langer gemeinsamer Zeit auf diese Weise endeten? Hatten gemeinsame Kinder eine solche Auswirkung? Hannah fragte sich, ob sie es je herausfinden würde.

»Was hast du dir für das neue Jahr vorgenommen? Aber bring es mir bitte schonend bei.«

Marc stellte diese Frage jedes Jahr; es war ein Ritual, das so zuverlässig kam wie der Glockenschlag von Big Ben. Hannah bedeutete der Übergang von Dezember auf Januar nichts. Sie sah es lediglich als Ausrede der Leute, sich in der Ausübung ihrer Bürgerpflicht zu betrinken und so zu tun, als hätten sie einen Riesenspaß. In ihren frühen Tagen bei der Schutzpolizei hatte sie zu oft erleben müssen, wie sich übermütiger Frohsinn in etwas Rohes und Hässliches verwandelte, um noch an verträumte Neujahrsvorsätze zu glauben. Aber sie wollte weder griesgrämig klingen noch Marc einen Vorwand für schlechte Laune liefern. Sie schaltete die Kaffeemaschine ein und tat, als denke sie angestrengt nach.

»Ich müsste ein paar Pfund abnehmen.«

Vor einer Stunde hatte sie eine eng anliegende Samthose anprobiert, die als Outfit für die blöde Neujahrsparty infrage kam, zu der sie eingeladen waren. Die Hose stammte aus einer sündhaft teuren Boutique in Kendal, ein Impulskauf, dem das schuldbewusste Vergnügen von

Genusssucht anhaftete. Jetzt, nach sechs Monaten, war die Boutique pleite und die Hose zu eng, um sich darin wohlfühlen zu können. Während sie mit dem Reißverschluss kämpfte, hatte Hannah alpträumhafte Visionen von einer Hose, die genau in dem Augenblick platzte, als sie sich nach einem Drink bückte. Das kommende Jahr versprach mehr Schuldbewusstsein und weniger Vergnügen.

»Ich finde, du siehst sehr verführerisch aus.« Er verzog das Gesicht zu einem anzüglichen Grinsen und griff nach ihr. »Komm her! Die Sternenguckerin hat recht – ich finde, es ist an der Zeit, dass ich meinen verdienten Lohn bekomme.«

Sie wich ihm aus. Jetzt würde er jeden Augenblick fragen, ob sie die Wäsche trug, die er ihr zu Weihnachten geschenkt hatte. Das Set entsprach allen Männerträumen, war verführerisch, schwarz, sehr minimalistisch und eigentlich nur für Frauen geeignet, deren BMI sich an der Grenze der Magersucht bewegte. Das Etikett wies es als Produkt aus Macau aus, und alle Teile fühlten sich auf Hannahs Haut steif und kratzig an. Sie bemühte sich, nicht zu schaudern, als er sie bat, ihm das Wäscheset vorzuführen, schwor sich aber insgeheim, es nie wieder zu tragen – es sei denn, sie schuldete ihm einen Riesengefallen.

»Heute Abend, vorausgesetzt, wir können uns von Stuart Waggs Party davonstehlen, ehe du betrunken und zu nichts mehr in der Lage bist. Ist das ein Deal?«

»Einverstanden.«

Bevor Hannah Marc kennenlernte, war sie davon ausgegangen, dass auf Bücher spezialisierte Antiquare langes graues Haar hatten und nach Schimmel rochen. Marc jedoch war schlank, blond und sah trotz seiner unter der Oberfläche verborgenen Unzufriedenheit fantastisch aus.

Er hatte Hannah gebeten, den Chauffeur zu spielen, damit er etwas trinken konnte. Der Gastgeber, ein reicher, für seinen ausschweifenden Lebenswandel berühmter Rechtsanwalt, würde vermutlich weder mit Champagner noch mit Glühwein knausern. Jede Wette, dass Marc dem Angebot nicht nur unmäßig zusprechen sondern auch auf dem gesamten Heimweg schnarchen würde – sie würde ihn zu Hause gleich ins Bett packen müssen!

»Bis Mitternacht müssen wir aber mindestens bleiben«, protestierte

Marc. »Immerhin bin ich schon den Kompromiss eingegangen, Stuart anzukündigen, dass wir nicht vor halb zehn bei ihm sein können. Er hat ein Vermögen für das Feuerwerk ausgegeben, und es wäre ziemlich unhöflich, nicht zuzuschauen, wie sein Geld in Rauch aufgeht.«

»Du hättest ihn überreden sollen, stattdessen eine Erstaussgabe bei dir zu kaufen. Unsere Handwerkerrechnungen sind so hoch, dass wir jeden Penny brauchen können.«

Die Frühstücksküche von Undercrag bot Ausblick auf die mit Heidekraut bewachsenen unteren Berghänge. Die Aussicht wäre einer Postkarte würdig gewesen – ein Stück Grasland, auf dem umherwanderndes Rehwild graste, und ausladende Eichen, die dem Grundstück im Sommer Schatten spenden würden. Die Fensterrahmen jedoch waren morsch. Gleich nach dem Einzug hatten sie das Dach erneuern müssen, nachdem sie in den ersten Wochen zwischen strategisch aufgestellten Eimern herumgekurvt waren. Wie eigentlich das gesamte restliche Haus schrie die Küche geradezu nach einer gründlichen Renovierung. Die Wandfliesen waren in einem widerlichen Orangeton gehalten, die Küchenmöbel in einem eintönigen Beige. Die Wasserrohre ratterten und schepperten, der Boden war uneben, und der Geschirrspüler hatte ein Leck. Zumindest aber war es dank eines AGA-Herdes warm. Sobald sie sich jedoch in einen anderen Raum wagten, war es, als würde man einen Iglu betreten. Wahrscheinlich würden sie ihren Überziehungskredit über das Limit hinaus strapazieren müssen, ehe aus diesem Haus wirklich ein Heim wurde.

»Stuart ist einer meiner wichtigsten Kunden. Vor allem seit dem Tod von George Saffell.«

Richtig, George Saffell. Hannah hatte ihn vor zwei Jahren flüchtig kennengelernt – ein hochgewachsener Mann in den Fünfzigern, der sie mit der altmodischen Höflichkeit vergangener Epochen behandelte. Unter seinem oberflächlichen Charme jedoch zeichnete sich ein selbstsüchtiger Zug ab. Er hatte sein Geld als Immobilienmakler verdient, Zweitwohnsitze und Teilzeiteigentum an den Mann gebracht und die Preise für Grundeigentum so hoch getrieben, dass er damit alteingesessene Familien ohne dickes Bankkonto aus Cumbria vertrieb. Nachdem er sein Unternehmen verkauft und sich vorzeitig zur Ruhe

gesetzt hatte, widmete er sich vor allem seiner Sammlung seltener Bücher. Er war zu ihnen nach Hause gekommen, um ein Exemplar von A Guide Through the District of the Lakes in the North of England von William Wordsworth abzuholen. Marc hatte das Buch extrem günstig in einem Trödeladen in Penrith gefunden; er besaß den gewissen Blick für das Besondere, für den im Gerümpel verborgenen Diamanten. Dieses Buch war umso spezieller, als sein Deckblatt eine handgeschriebene Widmung von Wordsworth an den Earl of Lonsdale aufwies. Saffell hatte nicht um den Preis gefeilscht, und der Reingewinn hatte ihnen in jenem Jahr einen Urlaub in der Toscana ermöglicht. Hannah vermutete, dass auch dieses Buch in dem Feuer verbrannt war, das Saffell ebenfalls das Leben gekostet hatte. Allein bei der Vorstellung seines einsamen, schrecklichen Endes wurde ihr ganz anders.

Vor vielen Jahren hatte ihr früherer Chef Ben Kind sie damit aufgezogen, sie habe viel zu viel Fantasie für eine Kriminalbeamtin, doch zumindest in diesem Fall lag er falsch. Fantasie war nicht nur von Vorteil, sondern möglicherweise sogar erforderlich. Wenn man sich nicht vorstellen konnte, was Menschen durchmachten, wie sollte man dann je verstehen, was sie dazu brachte, ein Verbrechen überhaupt zu begehen?

Was Saffell anging, so hatte sein zivilisierter Small Talk seine Gier nie ganz verbergen können. Hannah erinnerte sich noch gut an das nackte, lüsterne Verlangen nach Besitz in jenem Augenblick, als er das Buch in die Hand nahm. Er verschlang es geradezu mit den Augen und musste mehrfach schlucken. Mit dem Finger fuhr er den Buchrücken entlang und legte dabei die Zärtlichkeit an den Tag, mit der ein Liebhaber nackte Haut streichelt.

Während Hannah ihre Gedanken schweifen ließ, schimpfte Marc über Stuart Wagg.

»Leider gibt es schlechte Nachrichten. Ich habe gehört, dass er wieder eine Freundin hat.«

»Ist das eine schlechte Nachricht?«

»Denk doch mal nach. Da ist wieder jemand, der seine Knete verschleudert, die er besser in seltene Bücher stecken sollte – als Absicherung, falls seine Rentenversicherung pleitegeht.«

»Gibt es wirklich Leute, die so etwas tun? Die Bücher als Investition anschaffen?«

»Leider nicht so häufig, wie ich es mir wünschen würde. Dabei wäre es angesichts der Wirtschaftskrise nicht die schlechteste Idee. Habe ich dir je erzählt, dass eine signierte Erstausgabe von Casino Royale im Lauf der letzten fünfundzwanzig Jahre eine bessere Rendite gebracht hätte als ein Sechszimmerhaus im angesagtesten Teil von Kendal?«

»Höchstens ein halbes Dutzend Mal.«

»Ich wollte dich nicht langweilen.« Sein gespielt schuldbewusstes Lächeln rührte sie noch immer, obwohl ihr inzwischen klar geworden war, dass er es zu oft benutzte. »Aber egal – heute Abend werden wir bestimmt viel Spaß bekommen.«

»Vorausgesetzt, du bist noch nüchtern, wenn wir heimfahren.«

Der Kaffee war durchgelaufen, und während Hannah ihre Becher füllte, dachte sie erneut über die Kleidungsfrage nach. Lederhosen passten eigentlich zu jeder Gelegenheit. Sie hatten die Farbe von Schokoladenkuchen, und wenn sie schon nicht wagte, welchen zu essen, dann konnte sie doch zumindest ein Kleidungsstück tragen, das sie daran erinnerte. Dazu vielleicht das Neckholder-Top mit den kupferfarbenen Pailletten und die braunen Stiefel, mit denen sie auch ins Freie gehen konnte, um das Feuerwerk zu bewundern.

»Was hast du bloß gegen Silvester?« Das Thema ließ Marc offenbar keine Ruhe. »Immerhin ist es eine Gelegenheit zum Feiern. Jahreswechsel. Eine Zeit von Hoffnung und Erwartung.«

Hannah unterdrückte ein Gähnen. Auf keinen Fall wollte sie ihm mit ihrer Skepsis die Laune verderben. Vielleicht wäre das sogar eine Idee für einen guten Vorsatz. Inwieweit sie ihn halten könnte, stand auf einem anderen Blatt.

Streng dich an. »Eigentlich hast du recht.«

»Weißt du was? Für heute Nachmittag ist trockenes Wetter angesagt.«

»Hm.« Hannahs Vertrauen in den Wetterbericht entsprach etwa dem zu den Horoskopen der Astrologin Astarte.

»Komm schon! Lass uns noch ein Stück laufen, ehe es dunkel wird.«

»Vielleicht hinauf zum Schlangenweiher?«

Sein Gesicht leuchtete auf und erinnerte sie daran, warum sie ihn so gern hatte.

»Prima Idee.«

Der Himmel wirkte wie aufgeschrammt. Fahlgelbe Flecke wechselten sich mit purpurnen Streifen ab. Hannah stand noch vor der Hintertür von Undercrag und starrte nach oben, während Marc sich bereits aufmachte. Die Farben erinnerten sie an die Wangen eines Opfers häuslicher Gewalt.

Solche Assoziationen gehörten zu den Nachteilen des Polizeiberufs. Vor der Brutalität, die Menschen einander antaten, schien es kein Entkommen zu geben. Dieses Wissen rief häufig einen tiefen Pessimismus hervor, der selbst die unschuldigsten Gedanken verdarb.

Marc drehte sich um und winkte ihr zu. Es würde nicht lange dauern, bevor sich seine gute Laune in Ungeduld verwandeln würde. »Kommst du?«

»Tut mir leid«, formte sie lautlos mit den Lippen. »Ich bin gleich bei dir.«

Undercrag war das letzte von fünf Häusern – zwei davon hatte man zu Feriencottages umgebaut –, die verstreut an einer langen, kurvigen, einspurigen Straße namens Longbarrow Lane lagen. Bis in die 1930er-Jahre hatten sie die Stationen, Büros und die Wäscherei eines in ebenem Gelände am Fuß der Berge gelegenen ländlichen Sanatoriums beherbergt, in dem Kranke dank der guten Luft wieder zu Kräften kommen konnten. Nach dem Krieg war das Anwesen zu einer Schule umfunktioniert und nach deren Scheitern aufgeteilt und als Privathäuser verkauft worden. Hannah und Marc wohnten kaum drei Kilometer von Ambleside entfernt, doch der Ort war aus der Entfernung nicht zu sehen, und der steinige Wendehammer am Ende der Longbarrow Lane wirkte wie die Rückseite des Jenseits.

Marc wartete am Viehgatter auf sie. Misstrauisch beobachtete er eine Frau, die ihnen in Begleitung eines lebhaften Labradors entgegenkam; schon beim Anblick von Hunden brach ihm der kalte Schweiß aus. Als Hannah ihn erreichte, griff sie nach seiner Hand. Ein Stück weiter wurde aus dem Sträßchen ein matschiger Pfad, der an einem einsamen

Bauernhaus, einer Scheune und einem Schafspferch aus Stein vorbeiführte. Nach einem völlig überflüssigen Schild mit der Aufschrift UNGEEIGNET FÜR MOTORFAHRZEUGE teilte sich der Weg an einer Brücke, die über den Bach führte. Nach dem vielen Regen der letzten Zeit hatte der Bach es sehr eilig, talwärts zu strömen, und der Wasserstand war so hoch, wie Hannah ihn noch nie erlebt hatte. Ein Reitweg führte am Ufer entlang, während der Weg über die Brücke in Richtung der unteren Berghänge weiterging. Der Anstieg zum Schlangenweiher war nicht sehr anstrengend, tat aber nach dem übermäßigen Genuss von Gayles selbst gebackenen Plätzchen sicher gut.

Der Pfad wand sich zwischen Ginsterbüschen und einem kleinen Hain aus Bergeschen, Erlen, Birken und wilden Kirschen empor, vorüber an einer zerfallenen Hütte und einer bescheidenen Steinpyramide. Für eine weiße Weihnacht war es – abgesehen von den Hochlagen – viel zu mild gewesen, doch der reichliche Regen hatte den Boden durchweicht und schlüpfrig werden lassen. Ihre Stiefel glitten im Matsch aus, und Hannah tastete sich mit der Vorsicht einer Siebzigjährigen vorwärts. An einem feuchten Tag im Lake District konnte selbst eine kurze Wanderung gefährlich werden.

»Wir sollten nicht weitergehen«, keuchte sie zehn Minuten später. Als sie über den aus einer Eisenleiter bestehenden Zaunübertritt kletterte, knackten ihre Gelenke. Sie musste unbedingt die Mitgliedschaft in diesem blöden Fitnessstudio erneuern. Wie schaffte Marc es bloß, so schlank zu bleiben, nachdem er bei seiner Schwester mit so viel Appetit gegessen hatte? Möglicherweise lag es an seiner nervösen Energie. Nur selten saß er mehr als zehn Sekunden still; die Geschmeidigkeit seiner Bewegungen hatte sie seit ihrer ersten Begegnung angezogen. Manchmal aber fragte sie sich, was ihn zu dieser Rastlosigkeit trieb.

Marc schob seine Wollmütze über die Stirn nach oben und grinste sie an.

»Vielleicht sollten wir beide eines Tages einfach einmal zu weit gehen.«
Hannah kam wieder zu Atem.

»Träum weiter!«

Der spielerisch geäußerte Satz spielte auf den Beginn ihrer Beziehung an. Sie brauchten einfach mehr Zeit zu zweit, und zwar ohne Ablenkung. Viel zu oft kam Hannah sehr spät nach Hause, und wenn sie frei hatte, war Marc häufig mit Inventur beschäftigt oder stellte sein Sortiment auf einer Büchermesse in irgendeiner weit entfernten Stadt aus. Früher einmal hatte sie gedacht, dass ein Kind sie enger zusammenbringen könnte, doch nach ihrer ungeplanten Schwangerschaft und der anschließenden Fehlgeburt hatte Marc ihr deutlich zu verstehen gegeben, dass er keinen Wert darauf legte, in näherer Zukunft Vater zu werden. Nur keine Hast, wir haben alle Zeit der Welt. Hannah war sich allerdings nicht sicher, ob es für ihn je den richtigen Zeitpunkt geben würde.

Was ihre Vorsätze für das neue Jahr anging, so war sie nicht ganz ehrlich gewesen. Zumindest hatte sie eine Entscheidung getroffen, die mit Daniel Kind zu tun hatte. Daniel war der Sohn von Ben, ihrem früheren Chef. Er hatte als Historiker in Oxford gelehrt und war in den Lake District gezogen, nachdem die glitzernden Preise ihren Glanz verloren hatten. Hannah mochte Daniel sehr gern – so gern, dass es sie verwirrte. Manchmal, wenn sie sich eine Träumerei gestattete, schien es ihr, als ob sich in Gesprächen mit ihm eine Tür einen Spaltbreit öffnete und sie durch diesen Spalt einen Blick auf einen ungewohnten Raum voller Licht erhaschte. Gerne hätte sie diesen Raum weiter erkundet, doch sie war zu vorsichtig, um wirklich durch diese Tür zu gehen – schließlich bestand die Gefahr, sie könnte zuschlagen und sie dann in einer unbekanntem Welt gefangen halten.

Sie musste Daniel Kind aus ihren Gedanken streichen und ihre Tagträume entsorgen wie benutztes Geschenkpapier. Der Geschichtsprofessor musste Geschichte werden.

Der Abschiedsschmerz dürfte nicht allzu schwer erträglich sein, denn sie hatten einander seit dem Frühjahr nicht mehr gesehen. Von Liverpool aus war er nach Amerika aufgebrochen; angeblich hatte man ihm einen kurzfristigen Vertrag auf einem Kreuzfahrtschiff angeboten, wo er Gespräche moderieren sollte. Manchmal hatte sie sich gefragt, ob er überhaupt je zurückkehren würde, obwohl er ihr versichert hatte, dass er sich in den Lake District verliebt habe und eigentlich nie wieder

von dort weg wollte. Von Miranda, der Journalistin, mit der er ein Cottage in Brackdale gekauft hatte, war er inzwischen getrennt. Während seiner Abwesenheit hatten sie ein paar E-Mails ausgetauscht – mehr nicht. Hannah hatte selbst Schuld. Auf seine letzte Mail hatte sie nicht geantwortet, weil sie rund um die Uhr mit einem Fall beschäftigt war.

Sie musste aufhören, ihre Zeit zu vergeuden. Vermutlich hatte Daniel längst einen Ersatz für Miranda gefunden. Im Übrigen würde es mit ihnen ohnehin niemals klappen. Wie könnte sie je mit der Schuld leben, Marc den Laufpass zu geben? Genug der Träumerei! Sie sollte lieber das genießen, was sie hatte!

Die Umgebung wurde wilder. Felsen, totes Farnkraut und unbelaubte Bäume bildeten eine winterliche Kulisse. Je höher sie kletterten, desto stärker wurde der Wind. Hannah hatte sich sorgfältig in mehrere Lagen Kleidung gepackt, doch trotz einer aufgesetzten und festgezurrten Kapuze biss die Kälte unbarmherzig in jedes unbedeckte Stück ihrer Haut. Nebelschwaden wogten über die höher gelegenen Hänge. Irgendwo in der Ferne hörte sie einen klagenden Schrei – einen melancholischen Laut, als betrauerte ein unsichtbarer Bussard das Ende des alten Jahres.

Hannah fröstelte. Sie erreichten einen kleingewachsenen Wacholderbusch mit grüngelben, stacheligen Nadeln. Es sollte gegen böse Geister helfen, sich einen Wacholderzweig vor die Tür zu hängen – aber wenn sie schon nicht an Horoskope glaubte, warum sollte sie sich dann um Ammenmärchen kümmern? Ihr neues Haus würde sicher auch so zu einem glücklichen Heim. Marc hatte recht: Der Umzug nach Undercrag war ihre Chance für einen kompletten Neustart.

»Sollen wir umkehren?«, fragte sie.

Marc schritt entschlossen vorwärts. Hannah strengte sich an, auf gleicher Höhe zu bleiben, und sah, wie er den Kopf schüttelte.

»In fünf Minuten sind wir da.«

Marc wechselte niemals die Richtung, ehe er nicht sein Ziel erreicht hatte; das lag in seinem Charakter. Vor vielen Jahren waren sie in einem Mietwagen auf Malta zwei Stunden lang im Kreis gefahren, weil er sich geweigert hatte, einen Passanten nach dem kürzesten Weg nach Mdina

zu fragen. Als sie schließlich ankamen, war es so spät, dass ihnen nur fünf Minuten in der »Stillen Stadt« blieben, ehe sie sich in aller Eile auf den Weg zum Abendessen im Hotel machen mussten. Aber daran durfte sie ihn nicht erinnern, wenn sie den Nachmittag nicht verderben wollte.

»Wir sollten auf den Nebel achten.«

»Wir sind nicht hoch genug, als dass es gefährlich werden könnte.

Schließlich ist das hier nicht der Blencathra.«

Schon richtig, aber jedes Jahr gerieten Leute in Schwierigkeiten, ohne dass ihnen überhaupt klar wurde, welches Risiko sie eingingen. Doch es machte keinen Sinn, Marc darauf hinzuweisen. Er war in Skelwith Bridge geboren und aufgewachsen und besaß die angeborene Überlegenheit eines Menschen, dessen Familie bereits im Lake District heimisch war, als Wordsworth noch in kurzen Hosen herumlief. Hannah hingegen hatte ihre Kindheit in Lancaster und Morecambe verbracht, was für einen eingeborenen Lake-Districtler fast schon als Ausland galt. Die umliegenden Gipfel waren ihr nur ansatzweise geläufig, und Marc machte sich oft darüber lustig, dass sie den Ill Bell kaum vom Great Gable unterscheiden konnte.

»Aber sobald wir am Schlangenweiher sind, kehren wir um, ja?«

»Einverstanden.«

Im Weitergehen erkannte sie dreißig Meter über ihren Köpfen die Umrisse eines extravaganten grauen Gebäudes. Es war etwa sieben Meter hoch und hatte die Form eines schmalen Schiffsschornsteins, bestand allerdings aus Stein und war oben mit Zinnen bewehrt. Mitten im Niemandsland erfüllte es keinen anderen Zweck, als dass man zu ihm hinauf- und von ihm hinunterblicken konnte.

Der Schlangenturm stammte aus viktorianischer Zeit; ein reicher Grundbesitzer hatte ihn als Marotte erbauen lassen. Inzwischen gehörte das Plateau der Cumbria Culture Company, die es Autoren ermöglichte, im Turm aus ihren Werken zu lesen, und Sängern, dort zu musizieren, obwohl das Gebäude nur wenig Platz für Publikum bot. In Reiseführern war nachzulesen, dass der Schlangenturm bis auf die eingemeißelten Umrisse zweier verschlungener Schlangen über der Tür nichts mit Schlangen zu tun hatte. Der Name kam daher, dass man von dort aus einfach die beste Aussicht auf den Schlangenweiher hatte; im

Augenblick aber war kein Wasser zu sehen.

Einmal waren sie zusammen auf den Turm gestiegen. Der Anblick der Langdale-Gipfel war atemberaubend gewesen. Allerdings musste man, um auf den Turm zu gelangen, einen steilen Abhang erklimmen, und der diesige Nachmittag war für schöne Ausblicke absolut nicht geeignet. Seitdem sie den letzten Bauernhof hinter sich gelassen hatten, war ihnen keine Menschenseele mehr über den Weg gelaufen. Falls sie sich im sinkenden Nebel verirrt und die Bergwacht rufen mussten, würde man sich im Kommissariat wahrscheinlich das Maul zerreißen.

Hannah beschleunigte den Schritt und folgte Marc entlang der Kante einer kleinen Schlucht, die mit moosbedeckten Steinen in der Größe von Tennisbällen übersät war. Wanderführer bezeichneten die Strecke als leicht und selbst für Großmütter geeignet, doch Hannahs Wadenmuskeln schmerzten bereits.

»Wir sind fast da«, sagte Marc.

Sie holte auf, hakte ihn unter und ließ den Kopf hängen. Gemeinsam durchquerten sie eine Gruppe kahler Eichen. Keuchend passte sie ihre Fortbewegung seinen langen Schritten an. Bald schon befanden sie sich wieder in offenem Gelände.

Vor ihnen erstreckte sich ein mit Gras bewachsener Absatz, der bis zu den Felsen des Bergkamms und dem Schlangenturm reichte. Das Gelände war nichtssagend, bis auf eine kleine, unregelmäßig geformte Wasserfläche. Man musste schon um die Ecke denken, um in dem Gewässer den gewundenen Umriss einer Schlange zu erkennen, doch die Menschen im Lake District hatten schon immer viel Fantasie, was Ortsbezeichnungen anging.

Am Ufer des Teichs blieben sie stehen.

Sie waren am Ziel, am Schlangenweiher.

Vor sechs Jahren hatte man hier Bethany Friends Leiche gefunden.

In der zugehörigen Akte in Hannahs Büro stand, dass der Schlangenweiher zu keiner Jahreszeit mehr als etwa sechzig Zentimeter Tiefe aufwies. Hannah hatte die Akte von vorne bis hinten studiert und

sich die wichtigsten Punkte genau gemerkt. An dem Tag, als Bethany Friends gefesselte Leiche von einer Gruppe Bergwanderer entdeckt worden war, maß man genau fünfundvierzig Zentimeter Wassertiefe. Die junge Frau hatte mit dem Gesicht nach unten im Wasser gelegen.

Gedankenverloren standen Hannah und Marc am aufgeweichten Ufer.

»Man sollte nicht meinen, dass eine erwachsene Frau in derart niedrigem Wasser ertrinken kann«, murmelte Marc.

Hannah wirbelte herum und starrte ihn an.

»Du weißt von Bethany Friend?«

Die dunkle Wasserfläche schien ihn zu hypnotisieren, als sei es möglich, die Lösung eines ewigen Geheimnisses zu finden, wenn er nur lange genug hinschaute.

Er nickte.

»Wie hast du davon erfahren?«

Sein Blick wich nicht von der Stelle. »Und du?«

»Es gehört zu meinem Job, solche Dinge zu wissen.«

»Du hast nie von Bethany gesprochen, als wir dieses Haus kauften.«

»Ich habe die Akte erst kurz vor den Feiertagen gelesen.«

Marc atmete vernehmlich aus. »Jetzt sag bloß nicht, dass ihr den Fall als Cold Case wieder aufrollt!«

»Es hat nie eine Erklärung für ihren Tod gegeben.«

»Ich dachte, sie hätte sich das Leben genommen.«

»Laut Gerichtsmedizin gilt der Fall als nicht geklärt.«

»Aber so etwas passiert doch öfter.«

»Schon, aber nachdem wir nun einmal hergezogen sind ...«

»Du interessierst dich dafür, weil wir in der Nähe der Stelle wohnen, wo sie gestorben ist?«

Sie nickte. Das war zwar nicht die ganze Wahrheit, doch sie war nicht bereit, sie ihm jetzt zu erzählen. »Der Fall war irgendwie seltsam, und vieles ist nie geklärt worden. Das hat mich natürlich interessiert.«

Marc warf Hannah einen Seitenblick zu. Sie kannten sich lange genug, dass er spürte, wenn sie ihm etwas verschwieg. Aber auch er verschwieg etwas, dessen war sie sich sicher. Und deshalb ließ er es darauf ankommen.

Ihre Füße wurden kalt, und sie stampfte auf der Stelle. »Komm, wir machen uns besser auf den Rückweg, bevor der Nebel noch dichter wird.«

Marc folgte ihr, als sie auf die Bäume zuging. Sie wanderten schweigend weiter. Sie wünschte, er würde ihr erzählen, wie er von Bethany Friend erfahren hatte. Doch er schien nicht in Redelaune zu sein, und sie brachte es nicht über sich, ihn noch einmal zu fragen.